

# CHANCEN

Türkisch statt  
Englisch in der  
Grundschule? Vier  
Experten antworten

Seite 63

61



## Die Bildung der Anderen

Gendersternchen, Fremdwörter – die akademische Elite ist abgehoben, findet unser Autor MANUEL STARK. Er kommt aus einer Arbeiterfamilie in der Provinz. Dort haben die Menschen ganz andere Probleme

**P**olitikseminar, zweites Uni-Semester, wir debattieren, ob es immer genauso viele Frauen wie Männer in einem Firmenvorstand geben sollte. Einer meiner Mitstudenten hebt die Hand: »Die Autorität über Relevanz und Richtigkeit einer weiblichen Subjektivität ist niemals feministisch.« Rundherum Nicken. Einige klopfen mit den Knöcheln auf die Klappische vor sich, zeigen Anerkennung. Ich verstehe – nichts. Bis heute nicht. Das ist ein Problem.

Die Diskussionskultur an der Hochschule ist oft theoretisch und elitär, sie verfehlt die Lebensrealität vieler Menschen. Akademiker gelten als diejenigen, die in Zukunft die Geschicke unseres Landes lenken werden. Ausgerechnet sie schotten sich schon während ihrer Ausbildung von einem Großteil der Bevölkerung ab – durch Sprache und Themensetzung.

Meine Welt ist die eines Arbeiterkinds. Mein Vater kommt aus einer Dynastie von Eisenbahnern, lange schuftete er auch bei Regen und Schnee im Schichtdienst auf einem Rangierbahnhof; meine Mutter ist Kauffrau in einem Reisebüro. In meiner Familie bin ich seit drei Generationen der Erste mit Abitur. Wie lange ich zurückblicken müsste, um einen Akademiker zu finden, weiß ich nicht.

Seit der Szene an der Uni sind mehr als fünf Jahre vergangen – Studium, Journalistenschule, Veröffentlichungen in Medien wie der ZEIT. Heute bin ich 26. Trotzdem fühle ich mich noch immer wie ein Fremdkörper inmitten der Bildungselite.

Ich komme aus einem kleinen Dorf in Oberfranken. Über Politik und Gesellschaft wird hier am Stammtisch diskutiert, auf der Bierbank während eines Vereinsfests oder der Jahrfest der Feuerwehr. Die steigenden Gas-, Benzin- und Lebensmittelpreise bestimmen das Gespräch. Die Verlegung von Glasfaserkabeln gilt als Großereignis; und scheinbar banale Entscheidungen wie die, die eigene Quelle aufzugeben und stattdessen auf Fernwasser zu setzen, füllen eine Turnhalle und spalten die Gemeinde. Die Menschen hier sprechen vielleicht in unverständlichem Dialekt, dafür klar in ihren Worten. Es koste »einen großen Batzen Geld«, der Bürgermeister sei »ein Rindvieh« und der Nachbar »ein feiner Kerl«. Hier hört man oft von »denen da oben«.

Viele Studierende grenzen sich durch ihre Sprache bewusst von »unten« ab und machen sich so zu Fremden. Der Mensch aber reagiert auf wenige Dinge so misstrauisch wie auf das Fremde. Mit wem man nicht reden kann, der bleibt für immer Teil einer anderen Welt.

Dieser Konflikt wirkt in beide Richtungen: Schon vor dem Abitur gierte ich nach der Univer-

sität. Ich wollte nicht erst nach Australien, Thailand oder in die USA, suchte die Freiheit nicht in der Ferne, sondern im Austausch der Gedanken. Diskussionskultur ohne Grenzen – so stellte ich mir das Studium vor. Stattdessen fühlte ich mich wie beschränkt.

Die Menschen im Dunstkreis der Universität nutzen Fremd- und Lehnwörter, um ihre Bildung zu betonen. Studienkameraden sind plötzlich »Kommilitonen«, die Anmeldung für ein Studium heißt »Immatrikulation«.

Nicht nur im Seminar, sogar während Diskussionen am Stammtisch gleicht der sprachliche Ausdruck einem Wettbewerb: Sätze imponieren mit exotischen Begriffen und dehnen sich zu immer längeren Ketten, auf die der Redner immer neue Worte fädelt. Einmal sprach ich eine Dozentin darauf an. Ihre Antwort: »Herr Stark, Sie sind jetzt an der Universität. Es ist an Ihnen, das Lesen und Sprechen diesem Niveau angemessen neu zu lernen.«

Damals wie heute denke ich: Das ist Unsinn. Sprache ist mächtig. Wenn Angehörige von Bildungseinrichtungen sie nutzen, um ihre Stellung hervorzuheben, ist das Missbrauch. Ziel eines jeden Horts der Bildung sollte es sein, nach einfachen Worten zu suchen, um Wissen zu teilen. Alles andere widerspricht dem Streben nach Chancen- und Bildungsgleichheit.

### Wieso wussten scheinbar alle, was man gelesen, gehört, gesehen haben musste?

Anders als heute hatte ich damals Zweifel daran. Schließlich war ich ja der Außenseiter. Der Ahnungslose, der noch nie Thomas Mann, Hemingway oder Tolstoi gelesen hatte und der schon froh war, diese Namen überhaupt zu kennen. Viel häufiger kannte ich die Namen nicht. Ich wurde still, sobald sich ein Gespräch der Kultur zuwandte: Filmen, Musik, Büchern, Theater. Es war den anderen so selbstverständlich, die Klassiker zu kennen, dass ich mich schämte, weil ich sie nicht kannte. Wieso wussten scheinbar alle, was man gelesen, was man gehört, was man gesehen haben musste? Kam ich aus einer anderen, dümmen Welt, in die diese Werke niemals hinabgesunken waren?

Ich gehöre nicht hierher, dachte ich. Aber ich wollte dazugehören. Unbedingt. Das Studium wurde zu einem Kampf darum, mitzuhalten.

Eine Mauer aus Wissen sperrt mich heute genauso aus der Welt meiner journalistischen Kollegen aus, wie sie mich damals von vielen Studenten trennte. Wörter wie »suggerieren«, »falsifizieren« und »implizieren« habe ich gelernt. Als aber ein Kollege ein Hobby von mir als »ultimativen Anachronismus« bezeichnete oder in der Konferenz der ZEIT das Wort »exkulpieren« fiel, griff ich heimlich wie ein Schüler nach meinem Handy und suchte nach der Bedeutung dieser Wörter.

Auch bei Filmen, Büchern, Musik – noch immer fehlen mir die Namen.

Vielleicht ist es dieser Vorsprung an Bildung, vielleicht ein Gefühl der Überlegenheit, vielleicht nur die Überzeugung, auf der richtigen Seite zu stehen, was dafür sorgt, dass viele Studenten, vor allem in den geisteswissenschaftlichen Fächern, sich anderen Meinungen verschließen. Sie scheuen die Reflexion und verstecken sich hinter Leitsätzen wie: »Keine Toleranz der Intoleranz!«

Die Parole klang für mich lange schlüssig. Inzwischen denke ich an einen Zeichentrickfilm, den ich als Kind gesehen habe: Tiere übernehmen die Herrschaft auf einem Bauernhof. Alle wollen gleich sein. Die Schweine setzen sich schließlich doch an die Spitze. Ihre Begründung: »Wir sind alle gleich, nur manche sind eben gleicher.« In das Umfeld einer Hochschule übersetzt heißt das: Als tolerant gelten und somit dazugehören kann nur, wer in seiner Meinung einer Norm entspricht, die von linken Geisteswissenschaftlern definiert wurde.

Flüchtlinge? Wer Probleme und Bedenken äußert, gießt Öl ins Feuer der AfD, heißt es an Debattenabenden mit Studenten, die ich in München und Tübingen besuche. Heimat? Ein leerer Begriff. Wer stolz auf etwas ist, wofür er nichts geleistet hat, ist ein dummer Nationalist – dieser Meinung begegne ich in Jena, Heidelberg, Hamburg. Die Bundeswehr? Ein Heer von Mördern, heißt es an den Unis in Würzburg und Bamberg, als das Militär versucht, Anzeigen in einer Zeitschrift zu schalten, die von Studenten mitgestaltet wird.

Wo Menschen nur dem eigenen Ideal nach unterscheiden zwischen Richtig und Falsch, Schwarz und Weiß, da verweigern sie sich der Realität. Die ist komplex und lässt sich nur in Milliarden von Grautönen zeichnen.

Wenn ich Heimat höre, denke ich an von Fichten gespickte Hügel, die wie zum Spalier an der Nord- und Südflanke des oberen Maintals aufragen. Ich bin stolz darauf, aus dieser Region zu kommen, die es geschafft hat, sich so viel Natur zu bewahren.

Bin ich also ein Nationalist? Ein Bekannter wohnt neben einem ehemaligen Jugendheim, Flüchtlinge aus Somalia sind darin untergebracht. Am Tag spielt er mit ihnen Fußball und lädt sie zum Kochen ein, an manchen Abenden liegt er wach, weil sie gegenüber schreien, poltern, streiten. Nach solchen Nächten beschwert er sich. Sie antworten: »Die Bilder werden zu stark. Trinken, trinken, bis das Vergessen kommt.« Er spielt weiter mit ihnen Fußball. Trotzdem kritisiert er die Zustände auf dem nächsten Vereinsfest. Sein Frust drängt oft in zu scharfen Worten nach außen. Er fühlt sich mit Floskeln abgespeist, von Leuten, die über Menschenrechte und Verpflichtung reden – und weit weg wohnen von einem Flüchtlingsheim. »Die da oben« reden von Selbst-

verständlichkeit. Er da unten wünscht sich Anerkennung, will gesehen werden.

Ist er deshalb ein Nazi? Wer Menschen pauschal mit Sätzen wie »Die passen nicht zu uns« aburteilt, nur weil sie aus anderen Regionen oder Kulturen kommen, handelt kurzsichtig und dumm. Wer jedes Problem, jeden Zweifel, jede Angst in Zusammenhang mit Flucht und Migration negiert, der verhält sich nicht besser. Sich Meinungen zu verschließen, die der eigenen Weltansicht widersprechen, bedeutet, Intoleranz zu leben – egal welcher politischen Richtung man sich zuordnet.

### Ich will nicht, dass ein politischer Stempel mir meine Meinung raubt

Das zeigt auch ein Abend aus meinem Studium. Kneipe, 20 Studenten aus Philosophie, Psychologie, Politikwissenschaft. Wir sprechen über das Adoptionsrecht für homosexuelle Paare. Dass Merkel in einer Fernsehsendung sagte, sie tue sich schwer damit – eine Schande. Intuitiv wollte ich mich dem Konsens anschließen. Was aber, wenn eine solche Adoption tatsächlich negative Folgen haben könnte?

Ich hatte kurz zuvor für ein überregionales Medium über Erziehung und Elternrollen recherchiert. Daher wusste ich von Wissenschaftlern, die behaupteten, Kinder, die nur Vater oder Mutter hätten, seien später anfälliger für Depression und Alkoholsucht. Als mögliche Ursache wurde auch das Fehlen einer der beiden Geschlechterrollen genannt. Ich blieb stumm. Die anderen hatten eine so starke Meinung, dass mein Zweifeln bedeuten hätte, innerhalb meiner Gruppe gesellschaftlichen Selbstmord zu begehen.

Heute weiß ich, dass gleichgeschlechtliche Partner beide Erziehungsrollen übernehmen können. Ich bin Befürworter des Adoptionsrechts. Schon damals war ich nicht dagegen, konnte ohne jedes Wissen aber auch nicht dafür jubeln oder Merkel verdammen. Kürzlich erzählte ich einer Kollegin von der Situation. Ihr Kommentar: »Dafür braucht man keine Fakten. Man ist entweder dafür – oder ein Arschloch.«

Ich denke: Für echten Dialog muss man bereit sein, die eigene Überzeugung zu hinterfragen. Sobald Ideologie mehr wiegt als Fakten, wird Verständnis für die Gegenseite unmöglich. Im Hochschulkontext ist das besonders tragisch, da gerade die Bildungselite durch ihr Wissen und Reflexionsvermögen helfen sollte, Fronten aufzubrechen, anstatt sie weiter zu verhärten.

Die Sprache der Akademiker ist auch hier Teil des Problems: Wer klug klingen will, webt komplexe Satzgeflechte. Inhalte werden begraben unter einer Kaskade an Fremdwörtern.

Weil Nachfragen fehlen, beherrscht die gefährlichste Art zu denken die Debatte: Pauschalisierung. Dieser ist links, jener rechts. Kollegen und

sogar Freunde sind oft überfordert, wenn ich mich nicht in diese Kategorien zwängen möchte. Widerspreche ich linken Thesen, folgt schnell ein Versuch der Verbrüderung: »Ach komm, Manu, du bist doch auch ein Linker.« Bin ich das? Ich will nicht, dass ein politischer Stempel mir meine Meinung raubt.

Während ich für eine liberale Flüchtlingspolitik eintrete, bleiben mir andere Diskurse fremd. Die Gender-Debatte zum Beispiel, in der es um geschlechtergerechte Sprache geht: ob man lieber von »Studierenden« statt »Studenten« sprechen sollte, oder von »Student\*innen«.

In meiner Welt haben manche Eltern gerade genug Geld, ihren Kindern neue Schuhe zu kaufen, kurz bevor die alten durchgelaufen sind, und sitzen Familien jeden Winter am Wohnzimmerisch und weinen über der Gasrechnung.

Als ich meinen Eltern das erste Mal vom Gendern erzählte, wollten sie mir nicht glauben. Wie könne man Zeit und Kraft haben für so eine »abgehobene Spinnerei«? Ihnen derart ferne Themen gibt es viele.

»Du kannst ein Problem nicht mit einem anderen aufwiegen. Irgendetwas, das noch schlimmer ist, findest du immer«, entgegnete mir Kollegen, wenn ich so argumentiere. Das stimmt. Jede Debatte hat ihre Berechtigung und verdient ihren Raum. Nur muss unsere Gesellschaft Prioritäten setzen. Und diese werden von den Menschen, die als Nachwuchs-Elite unseres Landes gelten, zu theoretisch, lebensfern und daher falsch formuliert.

Viele Linke sind Teilen der Mittelschicht fremd geworden. In ihrem Auftreten wirken sie wie eine Kaste der Selbstgefälligen, die ständig Lektionen erteilt über Moral, Verpflichtung und Solidarität – in völliger Unkenntnis der Lebensrealität vieler Menschen.

Natürlich hat die Gender-Theorie einen wichtigen sozialen Ansatz. Genau wie Gespräche über Alltagsrassismus oder Feminismus. Sobald aber Fragen wie »Wo kommst du eigentlich her?« schon als rassistisch gelten und sobald diskutiert wird, ob ich als Mann die Straßenseite wechseln sollte, wenn ich einer Frau begegne, werden die Debatten abstrakt und lebensfern. (Meinungs-)Mächtige und Normalos werden einander fremd. Die Mitte fühlt sich in ihren Alltagsorgen ungesehen.

Auch ich bin längst Teil des Problems. Ich bin stolz darauf, dass ich während des Feierabendbiers und in der Redaktionskonferenz immer häufiger mithalten kann. Besuche ich meine Familie in Franken, begleiten mich Sprache und Themenwahl meines neuen Umfelds.

Meine Eltern werfen mir dann vor, ich würde nur noch »hochgestochen daherreden«, sei ein »Schmarre« und »Dampfpflauderer«. Ich sollte ihre Worte ernster nehmen.

www.zeit.de/audio